

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 13 (1909)

Artikel: Firnspuk
Autor: Falke, Konrad
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574134>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

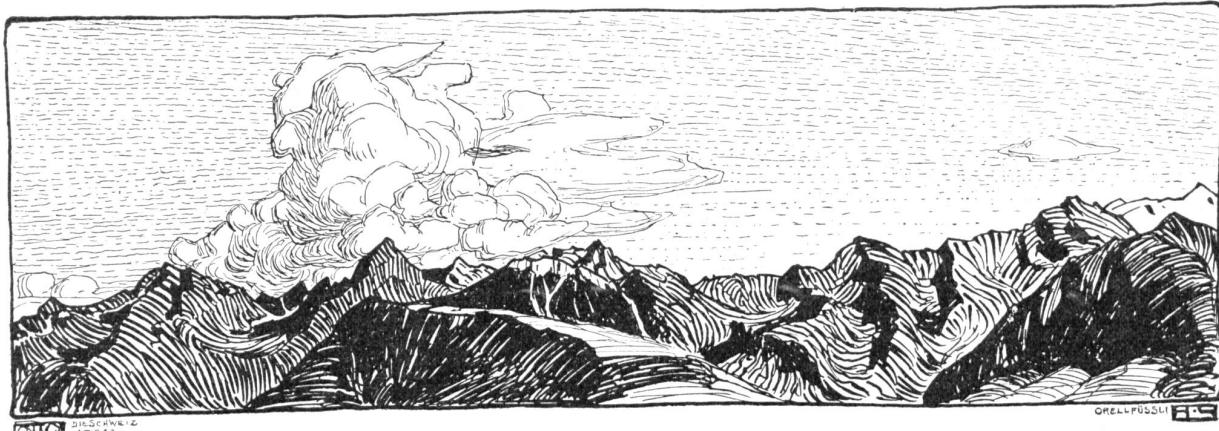
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



firnspuk.

Nachdruck verboten.

Ein lichter blauer Tag steigt an den Meerestrand
Und tränkt mit Sonnenduft das flache Land.
Ein Häuschen raucht vereinsamt auf dem Dünenhügel;
Da blitzt's umher mit einem Fensterflügel,
Und aus der Stube schaut ein runzlig Angesicht:
„Was bringt Ihr, Krishan? Sagt doch, habt Ihr nicht
Etwas für uns? Nicht einen Brief? Wie wir drauf warten!“
Allein der Bote stampft vorbei am Garten:
„Nichts da für Euch!“ gibt er durch Zeichen zu verstehen
Und läßt das Mütterchen in Sorgen stehn.

Jetzt mit der Pfeife auf des Schlafgemachtes Schwelle
Tritt stumm ihr Mann. Vom Ufer rauscht die Welle
Herauf; sie schweigt. Von blüh'nden Rosen trunken summt
Herein ein Bienchen... Endlich, daß er brummt:
„Zu Tisch, zu Tisch! Muß der Kaffee denn ganz erkalten?
Kommt schon noch Post!“ Und still mit Händefalten
Und frommem Spruch setzt sich der Vater trüb zum Mahl;
Sür Seite schluckt die Mutter ihre Qual.

Wo weilt ihr Sohn, so fern in fremdes Land verzogen,
Dahin, wo längst sein Wunsch vorausgeslogen?
Dwölft Tage her, daß er in einem Jubelbrief
Nach Hause letzte, liebe Grüße rief!
Sie reden nicht; keins will des andern Herz ermüden.
Sie spähn nur das Gewölk: es zieht nach Süden...
* * *

Von hohen Firnen gleißt des Mittags Zauberblut.
Ein Jüngling schwingt am Gletscherrand den Hut
Und grüßt mit Jauchzen des Gebirges Silberpracht
Und die Lawine, die dem Grat entflacht.

Nun steht er, fern dem schwälen Tal, auf der Moräne;
Zu seinen Häupten segeln Wolkenfähne,
Und aus dem Himmel raunt mit kühlem Gesieder
Ein Höhenwind traumduftige Sommerlieder.
Glänzend erfüllt schaut er, was einst das Meer ihm sang
Mit seiner Wogen dunkeln Sehnsuchtsklang.

Er fasst den Stock, tritt auf den Schnee. Was sie auch sagen
Und zettern von Gefahr: er wird es wagen!
Sieht hier nicht eine Spur empor ins Eisgefild?
Er folgt ihr nach; die Welt wird ihm zum Bild,
Das rein und leuchtend noch im blauen Aether hängt,
Still-selig an des Schöpfers Brust gedrängt.
Er fühlt: er ist ihr Teil, und zu den Gipfelschneiden
Betet sein Herz, erlöst von allen Leiden,
Mit jedem Atemzug mehr von der Lust durchstählt,
Ein Mann zu sein, der frei den Weg sich wählt.
Was tut's, daß seidengleich dem Fuße weicht der firs?
Von Schweiß beperlt reckt er doch froh die Stirn,

Und stolz von Daseinsglück und Daseinstrotz erhoben,
folgt er der Spur und wandert fort nach oben.
Selig und feliger umgibt ihn nah und weit
Des lichten Gletschers weiße Herrlichkeit;
Dass ihm die niegeschauta ewig möge taugen,
Trinkt er sie durstig ein mit beiden Augen:
Was auch am finstern Felsenkamm der Nebel webt,
Wer nie im Kampf erglührt, hat nie gelebt —
Und höher wandert er, vorbei an Spalten, Klüsten,
Ob er auch tief schon sinkt bis zu den Hüften...

Da hebt sich hinter seinen Schritten auf den Schnee,
Im schauen Blick ein Tränlein Erdenweh,
Neugierbeschwingt ein Fräulein aus dem ewigen Eise,
Blinzt in die Sonne und beginnt dann leise:
„Wie leb' ich einsam, Mutter, in dem Glaspalast!
Vergaßest du, was du versprochen hast?“
So ruft die Maid, ganz wie ein Kind nach seiner Puppe;
Doch Antwort wird ihr von der Firnenkuppe:
„Der Jüngling, der dort vor dir wandert, ist geführt
Von guter Spur, die noch kein Zauber röhrt!“
Da wippt am Spaltenrand die Kleine mit den Beinen,
Verzieht den Mund und höhnt: „Ich sollte meinen,
Nicht schwer geriet' es meiner hohen Königin,
Ihn dahin zu verloren, wo ich bin!“
(Also gekränt, denkt sie, wird sich die Mutter neigen,
Aus Stolz schon muß sie ihre Macht erzeigen)
Und sieh: dumpf singend zieht sie durch den Mittagsduft
Zum Grat empor die Geisterschar der Luft!

Heimlich-versonnen hockend auf der Wasserscheid' und -grenze,
flechten die Jungfern graue Knisterkränze,
Und plötzlich rauscht aus Wolken über'n Gletscher her
In Blitz und Sturm ein Hagelkörnerheer.
Der Jüngling friszt und sieht und sieht mit Keuchen,
Wie düste Nebel näher ihn umfleuchen:
Er ahnt, daß über ihm ein drohend Unheil spinnt,
Und schaut sich um, wie er ihm rasch entrinnt.
Aus einem Traum des Glücks zur Not des Seins erwachend,
Umsprührt von Regenschauern, wild auflachend,
Wirft er den Blick zurück auf den beschriebnen Weg,
Der erst ihn gradaus führte, höher schräg —
Und wie zum Greifen nah sieht er zu seinen Füßen
Die schwärzliche Moräne aufwärts grüßen.

Schon glänzt die Sonne wieder auf der Alp, im Tal
Und lockt ihn her zu sich, und wettersaßl
Dräut, von gezackten Gräten sinkend, ihm im Rücken
Ein Wolkengraus und Schwefelblitzzücken.
So eilt er, halb gezogen und noch mehr gedrängt,

Blindlings, wo jäh der Gletscher talwärts hängt,
Zerrissen und zerbrockt, wo grüne Klüfte starren
Und, halbverschneit, listig des Opfers harren —
Sein irres Auge schweift zum festen Felsenraum,
So nah, als tück' ein Sprung ihn durch den Raum;
Er sieht durch grauer Schieferhänge heißes Flimmern
Auf saft'gen Weiden Hüttenfenster schimmern.
Doch um ihn her schweift die verwunschne Gletschermaid
In ihrem schönsten Sonnenstrahlenkleid:
Zupft ihn am Fuß, stellt ihm ein Bein und streitet
Im Schwesternchor, wer ihm den Pfahl bereitet,
Spielt in den Schründen unterwegs mit Eiskristallen,
Wem er an Mund und Busen werde fallen,
Und lacht mit Wonne in manch neidisches Gesicht:
„Mich hat er lieb, ihr aber herzt ihn nicht!“

Der Jüngling stürmt den Firn hinab, vor Angst von Sinnen;
Ihm lockt nicht mehr die Pracht, nur noch entrinnen
Möcht' er dem Zauber, der ihm bald den Knöchel packt,
Bald hinterrückt eins in die Kniee zwackt,
Ihm hin und her wirft auf den steilen weißen Hängen,
Ein Beutetier in unsichtbaren Fängen!
Doch durch den Nebel springt der Sonne Stachelglut
Ihm tückisch auf den Nacken, sengt sein Blut:
Vor seinen strahlenwunden Augen zucken Flammen,
Er stapft und tastet, sinkt und bricht zusammen,
Und immer wieder auf- und neu davongehetzt,
Kaum daß mit Schnee er Stirn und Mund ergetzt,
Hastet er abwärts, brennend Feuer in der Kehle
Und ringende Verzweiflung in der Seele.
Nur fort! Heraus aus diesem zähen Firnebrei!
Ob Leben oder Tod, ist einerlei!
Hinab! Er knucht und fällt. Hinweg! Er stöhnt und schlägt
Hin auf den Schnee, das Antlitz kalt gefegt.
Doch auf! Doch auf —

Da stürzt er — kehrt sich — greift ins Leere:
Hellklirrend folgen seines Körpers Schwere
Eiszapfen, wie ein Silberlachen, in den Schrund —
Und schon küßt ihm die Gletschermaid den Mund,
Ihn noch im Fall umarmend, menschenatemlüstern,
Blitzschnell sein Haupt dannbettend tief im Düstern . . .

Still liegt er in des Gletschers grünem Dämmerlicht:
Die Hände ausgestreckt, bleich das Gesicht,
Im offnen Mund und am geschlossnen Aug' ein Sinnen,
Wohin sein Leben ihm entrann und Minnen —
Doch die ihn herzte, als der Qualen frei er fiel,
Treibt um ihn her ein nekisch Kinderspiel,
Nach seinen Lippen ziellend manchen Wassertropfen,
Als wollte sie ein Liebeswort erflopfen . . .

Umsonst, er schweigt. Und während er im Eise ruht,
Gleicht von den Firnen Mittagszauberglut . . .

* *

Ein Federwölkchen steigt vom Gletscher zum Zenit,
Sieht nordwärts über Berge, Tal und Ried
Und schaut am Dünenbügel, in der Gartenlaube,
Ein altes Mütterchen mit weißer Haube,
Wie es dem greisen Vater voll sein Gläschen schenkt,
Dabei wie er des fernen Sohnes denkt.
Seit vielen Wochen hat er nicht mehr heimgeschrieben,
Und sie, von Sorge um sein Wohl getrieben,
Reichen den letzten Brief sich stets von Hand zu Hand,
Als wär's ein kostlich, zauberkräftig Pfand,
Und lesen, selig lächelnd, frische, frohe Sage
Vom großen Glück der Jugendwundertage.
Jetzt hält der Vater, der sein Abendpeitschen schmaucht
Und der noch immer keine Brille braucht,
Das Blatt und schlürft, in lang und längerem Verweilen,
Den schwachen Trost der allerletzten Zeilen —
Sinnit mit der Mutter still dann auf die Meeresflut:
„Lebt wohl! Sorgt euch nicht mehr! Um mich sieht's gut . . .“

Konrad Falke, Zürich.

Schlafwandel.

Novelle von Johanna Siebel, Zürich.

(Fortsetzung statt Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Und weiter flüstert Maria: „Ich ging zurück in den Garten und schnitt neue Rosen und brachte sie dem Armen da drinnen in dem großen Hause, von dem die Leute sagen, ein König wohne darin; der aber nahm meine Hände und schüttelte ihre Gaben zu Boden: „Was sollen uns Rosen, Maria? Gott ist gestorben!“ . . . Ja, so schaut das Märchen aus, durch das ich schreite!“

Maria starrt in die blaue Luft und streicht sich über die Schläfen. Dann senken sich ihre Augen, und ihr Blick fällt auf eine Knospe, die an einem Teerosenstängchen matt darniederhängt. Eine Teilnahme erwacht in ihren Zügen; sie ist es gewöhnt, das Kranke zu beobachten. Sie nimmt eine Scheere aus ihrer Tasche und schneidet die Blüte sorgfältig ab. Und wieder flüstert es leise über ihre Lippen, als spräche sie nur zu sich selber und nicht zu einem andern, der doch mit den heißen Augen des Mitleids an ihrer Seite steht: „Die Blumen erbarmen mich am allermeisten, die sich dem Lichte erschließen möchten wie ihre Schwestern und an deren Kelchen Fäulnis und Krankheit fressen! Diese Härte ist ungerecht, und ich verstehe sie nicht. Ich verstehe vieles nicht, und dieses Unverstandene macht mir bange. Ich möchte ihm gerne entfliehen, wenn ich nur könnte!“

Immer brennender wird das Mitleid in Nordens Augen. Wenn er doch nur wagen würde, diese junge blonde Frau an sich zu ziehen und zu sagen: „Komm, ich will dir helfen, des Lebens Härte zu tragen, ich will das Joch auf deinen Schultern lockern und es auf die meinen nehmen; deine Blüte soll nicht zerpreßt werden!“ Aber er steht da und sagt kein Wort und zerreißt nicht die Bilder, die vor ihm hinschweben und dem blauen Tage sein Leuchten nehmen. Er sieht nur unverwandt auf die weiße Blume in den Händen Marias und muß wieder an jenen grauen Traum denken. Trug jene Frau nicht Marias Züge?kehrte sich ihr Antlitz nicht auch dem Leibe zu? Und wieder sieht er sie stille weiterwandern auf der staubigen Straße durch das endlose Land, dem Himmel und Erde Erquickung versagten. Da hebt er die Hände, da will er sie zurückhalten; aber wie sich seine Lippen öffnen wollen zu einem erlösenden Wort, gelbt es wiederum in seiner Seele: „Schuft, Schuft! Ist eines andern Weib, trägt eines andern Namen!“

Nordens Hände sinken zur Seite; aber härter knirscht sein Fuß auf dem Kies. Was sind dies für unerhörte Fesseln, die ein Irrsinniger ihm auferlegt! Ach, es ist bei weitem schwerer, einem Unmündigen beizukommen